



Tullio Aurelio

Gott, Götter & Idole

Und der Mensch schuf sie nach seinem Bild

Stuttgart: Patmos 2015

288 S., € 19,99

ISBN 978-3-8436-0696-7

Robert Mucha (2016)

Tullio Aurelio, der langjährige Leiter des Patmosverlages, hat mit seinem Buch „Gott, Götter & Idole“ ein Werk vorgelegt, das sich vor allem mit der Frage beschäftigt: Wen verehren die Menschen eigentlich und wie ist dieser „Gott“ zu denken – wirklich als einer oder als viele, als in die Schöpfung inkarniert oder von der Schöpfung enthoben, als „lieber Gott“ oder rachsüchtige und launische Entität?

Aurelio teilt sein Buch in zwei Kapitel: ein erstes, in dem er Teile der Genesis kritisch auslegt, und ein zweites, in dem er Teile des Exodus auslegt und das christliche Gottesbild kritisch durchleuchtet. Dabei werden Überlegungen zum Gottesbild – zum Widerstreit zwischen Jahwe und Elohim – ausgeführt und unter der Prämisse der modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Größe des Universums betrachtet oder in den Kontext aktueller (kirchen-)politischer Debatten gestellt.

Was Aurelio dabei zum Ausdruck bringt ist weitenteils eine pessimistische Meditation über die mangelnde Aussagekraft dessen, was man hinsichtlich der Welterschaffung, der Position des Menschen in der Schöpfung oder des Gottesbildes generell aussagen kann (insb. S. 42-44; auch später in einem ähnlichen Duktus S. 70). Seine Überlegungen münden in der Aussage, dass der Mensch die Götter eigenmächtig erdacht habe (S. 46) – sie sind wie schwache Idole, über die wir häufig sprechen und viel schreiben, sie aber eigentlich nicht verstehen können (und vielleicht nicht einmal wollen). Bei seinem Durchgang durch die Genesis und Teile des Exodus, die er auf der Erzählebene synchron liest, wechselt er stets die Positionen: Mal betrachtet er die Texte mit einem augenzwinkernden bis sarkastischen Unterton, mal behandelt er die Texte wie Tatsachenberichte, um dann wiederum doch noch den Versuch zu unternehmen, sie historisch einzuordnen – auch wenn es dafür zu diesem Zeitpunkt dann eigentlich schon zu spät ist.

Aurelio versteht sich als Gottsucher, der Gott nicht „hat“, nicht explizit beschreiben und seine Existenz nicht beweisen, sondern allerhöchstens erahnen kann und

skrupulös darauf achtet, sich kein Bild von Gott zu machen – eben weil er nicht weiß, ob dieser Gott dann nicht eine Projektion seiner eigenen Gedankenwelt sei. Wer hier Feuerbach heraushört, liegt nicht ganz falsch: Am Ende des Buches geht Aurelio explizit auf Feuerbach ein (S.276-280), ohne jedoch wie dieser absolut zu proklamieren, dass es keinen Gott gebe. Aurelio verweist eher auf sein Nichtwissen.

Aurelio ist kein Atheist sondern gibt sich in seinem Buch vielmehr als ein Theologe zu erkennen, der die *ratio* verabsolutierend zu seiner Maxime gemacht hat. Ebenso gefährlich, wie ein Absolutsetzen der *fides* führt ein Absolutsetzen der *ratio* dazu, die Texte nicht in der Dimension wahrzunehmen, in der sie zu lesen wären: Jeder Theologiestudierende lernt die Unterscheidung zwischen Bildebene und Sachebene, zwischen Mythos und Logos in den biblischen Texten zu erkennen und versucht beidem durch eine differenzierte Auslegung gerecht zu werden. Das fehlende Gespür für die *fides*, so mag man vermuten, reißt den Autor zu plumpen und völlig unbelegten Behauptungen hin wie: „Es ist typisch für die Theologie, sich in inneren konsistenten logischen Gedankenlabirynthen zu gefallen, ohne zu schauen, was rechts und links in der Wirklichkeit passiert.“ (S.11) Noch kurioser wird es, wenn er seine eigene Erfahrungswelt mit Beispielen einzubetten versucht (S. 62f.) und dann postuliert: „Aber sehen wir ab von meinem eigenen Fall, so interessant er sein mag, denn da neige ich leicht zu schwarzem Humor.“ (S. 63) – Schwarzen Humor muss man auch lieben, wenn man weiterliest und erfährt, dass der Autor seinen Glauben an Gott verlor, als ein Rabe ein Küken aus dem Nest verschleppte (siehe das Beispiel auf S. 66). Weitenteils wirkt das Buch wie ein radikaler Rundumschlag eines Theologen, dem der Glaube abhandengekommen ist und ihm keinen Halt mehr zu geben vermag (S. 72f.).

Ungeachtet dieser biographischen Note, die der Autor an vielen Stellen durchblicken lässt, interessiert den Leser der Inhalt: Hier verwundert die unbekümmerte Herangehensweise und zugrundeliegende Hermeneutik der jüdischen und christlichen Heiligen Schriften. Die auf den ersten Blick als „unlogisch“ erscheinende Textgestalt vor allem der alttestamentlichen Erzählungen in der Genesis muss einem Exegeten insoweit bekannt sein, als dass er die unterschiedlichen Textebenen nicht gegeneinander auszuspielt, sondern eher die Differenzen (etwa historisch oder literarisch) zu erklären versucht. Die Auslegungen von Aurelio sind zwar interessant und bisweilen auch erfreulich unpräzise und sogar innovativ – zu erwähnen wären etwa die durchaus erhellende Deutung der Kain- und Abel-Perikope oder die Auslegung von Evas Freudenschrei bei der Geburt (insb. 115-119), ebenso die Auslegung der Perikope der Göttersöhne (S. 120-125); auch das eher distanziertere Sprechen über „Jahwe“ ist denkerisch erfrischend (z.B. S. 174-178). Historisch redlich ist die Herangehensweise des Autors allerdings trotzdem nicht. Er agiert weitgehend als kaum historisch-kritisch formulierender Exeget, der versucht, eine fundamentaltheologische Debatte anzustoßen. Fragwürdige Postulate wie „Die Bibel ist Gottes Wort, also unfehlbar.“ (S. 11) oder die immer wieder vorkommende Trennung des jüdischen und des christlichen Gottes (z.B. S. 178) können Menschen, die sich noch nicht intensiver mit theologischen Fragen auseinandergesetzt haben,

zu dem Gedanken verleiten, der Glaube an Jahwe oder Elohim hätte mit dem Christentum in keiner Weise etwas zu tun.

Als theologisch vorgebildeter Leser fragt man sich eher: Was unterscheidet Aurelio eigentlich von einem kritischen Gläubigen, der Gott ebenfalls nur erahnen, nicht „haben“ und seine Existenz nicht beweisen kann? Aurelio versucht jedenfalls keinen Beweis (mehr?) für eine positive Antwort auf die Frage nach einem monotheistischen Gott zu geben. Da für ihn die Bibel nicht (länger?) Offenbarungsmedium ist (S. 179) und auch nicht sein kann, bricht er mit der in der theologischen Debatte üblichen kritischen Wertschätzung der biblischen Texte vollkommen. Da der Autor von Haus aus Theologe ist, der seine Dissertation über die Disclosure in den Gleichnissen Jesu geschrieben hat, wäre von Aurelios Ausführungen über die alttestamentlichen Texte mehr historisch-kritische Abstraktion zu erwarten gewesen.

Positive Aspekte (etwa hinsichtlich der „Verfügung“ der Menschen über Gott in dem Realsymbol der Eucharistie; siehe S.248f.) werden in keiner Weise in den Blick genommen, vermutlich da sie dem rationalen Anspruch Aurelios nicht genügen. Doch zur Rationalität gehört es auch, Sachverhalte von unterschiedlichen Sichtweisen zu betrachten.

Trotz des Rationalitätsanspruchs: Das Buch ist eindeutig nicht wissenschaftlich angelegt, was es aber nicht automatisch leichter lesbar macht: Der Stil, für den sich der Autor im Geleit schon selbst zu rechtfertigen versucht (S.9f.15), ist von Polemik („Woher kommen die vielen Tauben nach der Sintflut? Haben sich etwa die zwei Tauben wieder getroffen und miteinander geturtelt?, S.131) und unpassenden Bildern („Am siebten [Schöpfungstag, R.M.] musste sich Elohim ausruhen. Das Sprechen hatte ihn angestrengt.“, S. 22) und schon fast peinlich grotesken Aussagen durchdrungen („Zwar haben die evangelischen Christen einzeln einen Zugang zum Heiligen Geist, aber entweder einigen sie sich über Streitpunkte oder der heilige [sic!] Geist souffliert den Einzelnen Verschiedenes.“, S. 179). Wo hört die Polemik auf und wo fängt der Ernst an? Dies ist bei Aurelio leider nicht immer eindeutig zu trennen und macht die Lektüre des Buches zu einer hermeneutischen Herausforderung – vor allem, weil es so wirkt, als fehle ein roter Faden und der Autor hätte assoziativ einfach alles so zusammengefügt, wie es ihm spontan einfiel. Dabei ist es vor allem störend, wenn kundigen Lesern doch eigentlich zur Genüge bekannte Sachverhalte wie das Entstehen der biblischen Texte in einem eher patriarchal geprägten Kontext wieder und wieder problematisiert werden (z.B. S. 214).

Besonders ärgerlich ist es, wenn man als Leser eine sprachliche Zumutung nach der anderen hinnehmen muss. Eine nur kleine Auswahl:

- „Gewiss, es sind immer noch Ausländer bei uns, die sich noch nicht daran gewöhnt haben, dass die Ehefrau eben kein Besitztum des Mannes ist [...]“ (S. 111)
- Über die Opfer Kains und Abels votiert Aurelio dafür, dass Gott doch beide Opfer hätte annehmen können wie folgt: „Ich hätte zum Beispiel so ein Gericht zusammengestellt, nennen wir es das Kain-&Abel-Menü: Lamm- und

Ziegenbraten, dazu Spinat, Karotten, frische grüne Bohnen und Erbsen [...]“ (S. 115)

- In Bezug auf Sodom und Gomorra passiert Aurelio dann ein absolut inakzeptabler sprachlicher Lapsus: „Heute sind etwa Sodomiten und Gomorriten gesellschafts- und salonfähig geworden“ (S. 129) – Ein Satz, bei dem sich fundamentalistisch-christliche Kreise freuen und ihn liebend gern nach ihrer Façon auslegen würden.

•

Als Leser empfindet man es auch als Zumutung, falsche Informationen zu erhalten: So ist Haiti ganz sicher keine „Halbinsel“ (S.17) und es darf, da verkennt Aurelio die Offenheit seiner eigenen Ursprungsreligion, nicht nur jeder getaufte Christ (S.185), sondern prinzipiell jeder Mensch gemäß Can. 861 §2 CIC in der Not die Taufe spenden. Schließlich gibt es noch Lese-Situationen, in denen der Autor die Leser im Regen stehen lässt: „Man müsste noch über die Tauben reden und vom neuen Bund zwischen Elohim und Noach und vom Regenbogen [...]. Aber angesichts der Grausamkeit und Willkür dieser Götter ist mir dazu die Lust vergangen. Ich glaube an den verheißenen Frieden und an den Bund nicht.“ (S. 132f.) – (Nicht-)Glauben verbietet also ein Weiterdenken?

Auch wenn man sich an die Sprache und die teils zu sprunghafte Denkweise Aurelios bis zum Ende nicht gewöhnen kann (und will), sind die Argumente, die er bringt, zum Teil bedenkenswert und fordern auch dazu heraus, das, was vor allem Gläubigen Menschen als eindeutig und klar vorkommt, mit aller Radikalität zu hinterfragen oder sogar hinter sich zu lassen. Es ist ein Buch, das anfragt und bei diesem Fragen verharrt ohne eine Antwort zu geben. Es ist mit allen aufgeführten Mängeln ein persönliches Zeugnis des theologischen Zweifels an dessen Ende, wie es in Aurelios „vorläufigem Glaubensbekenntnis“ (S. 286f.) auch gesagt wird, das Schweigen steht.

Zitierweise: Robert Mucha. Rezension zu: *Tullio Aurelio. Gott, Götter & Idole. Stuttgart 2015*
in: bbs 5.2016 http://www.biblische-buecherschau.de/2016/Aurelio_Gott.pdf